



In der Falle

Es ist Nacht, aber das Bild ist in grün-graues Licht getaucht. Äste einer Kiefer zeichnen sich vorm dunklen Himmel ab, Wassertropfen an der Kameralinse sind darauf projiziert. Davor ein hell angeleuchteter Waldboden, mit großen Schritten läuft ein Fuchs seitlich darüber. Er schaut nicht in die Kamera, aber die Ohren sind gespitzt, als hätte er den Blitz gehört. Es ist ein Schnappschuss, bei dem niemand auf den Auslöser gedrückt hat.

Alex Hanimanns Bildband „Trapped“ verleiht dem Zufall ein Gesicht. Seine Aufnahmen stammen von einer Wildkamera, die ursprünglich von Jägern und Tierforschern verwendet wurde, um die Streifzüge

der Tiere und ihre Verhaltensweisen auch bei Nacht beobachten zu können. Das Objektiv löst automatisch aus und fokussiert nur in seltenen Fällen. Die meisten Bilder sind verschwommen; zu stark oder gar nicht ausgeleuchtet, die Gliedmaßen oft nur teilweise sichtbar. Es sind Aufnahmen von heimischen Tieren wie Füchsen, Rehen, Hirschen, Wildkatzen und Feldhasen; dazwischen tauchen Abbildungen von Zebras, Löwen, Leoparden und Bären auf (FOTO: ALEX HANIMANN/EDITION PATRICK FREY).

In dem Augenblick, in dem die Wildkamera sie erwischt und festhält, wird die Verletzlichkeit der Tiere sichtbar. Der Blitz scheint sie alle aus ihren nachtaktiven Gewohnheiten zu reißen, manche

starrten der Kamera entgegen, die Augen sind leer und weiß. Manchmal zersprengt das Licht ihr ganzes Gesicht; es scheint zu explodieren, als hätte jemand dem Tier in den Kopf geschossen.

Andere rennen im Moment des Auslösens davon, sind vielleicht auch schon vorher gerannt. Sicher ist da nie, ob die Tiere sich durch den Reflex des Blitzes bewegen oder ob die Aufnahme lediglich die Aufzeichnung ihres normalen Verhaltens ist. Abgebildet werden sie in jedem Fall – die bewusste Absichtslosigkeit des Künstlers wird zur Falle, aus der sich die Tiere nicht befreien können. „Trapped“ gibt das bereits in seinem Titel preis. Der Automatismus der Kamera ermöglicht eine irritierende Vielfalt. Im Kontrast zu den ge-

sichtszerfetzenden Aufnahmen stehen solche, die unwirklich erscheinen. Solche, auf denen Schnee fällt, durch den ein Feldhase rennt. Oder solche, auf denen die Reflexion des Fells so aussieht, als würden die Tiere von innen leuchten.

Bei manchen Aufnahmen füllt das Licht dann doch das ganze Bild aus, sodass sie wie ein Gemälde und weniger wie eine Fotografie wirken. Und nicht zuletzt gibt es die Bilder, bei denen die Augen des Tieres nicht zu weißen Flächen mutieren, sondern die Spiegelung versagt. Wenn diese Augen starren, stellt sich die Frage, wer hier eigentlich in die Falle der Kamera getappt ist. Die Tiere oder nicht doch der Betrachter, der da dank einer Technologie in ihren Lebensraum eingedrungen

ist; der nicht selbst bei Nacht im Wald steht? Alex Hanimann verleiht dieser Gewissensfrage eine große Spannung.

Am Ende des Bildbandes sind Aufnahmen abgebildet, die bei Dämmerung oder tagsüber entstanden sind. Das grün-graue Licht weicht einem bräunlichen. Die Konturen des Waldes, der Steppe oder des Unterholzes sind deutlich erkennbar. Das Tageslicht unterbindet die bisherige Dominanz des Kamerablitzes und seine Fokussierung auf Details. Man fühlt sich beinahe erleichtert.

KIM MAURUS

Alex Hanimann: Trapped. Mit Texten von Hans Rudolf Reust, Patrick Frey. Edition Patrick Frey, Zürich 2018. 384 Seiten, 60 Euro.

AGENDA

29. Juli – 3. August, Paderborn
The 2nd Libori Summer School on Women Philosophers and Scientists. Mit Dorothy Rogers, Maria von Welser u. a. Universität, Tel. (05251) 60 2308.

29. Juli – 9. August, Marbach am Neckar
A (New) Republic of Letters: Intellectual Communities, Global Knowledge Transfer. Marbacher Sommerschule. Mit Liliane Weissberg, Sandra Richter u. a. DLA, Tel. (07144) 848 175.

1. – 3. August, Berlin
Queer*East. Ein Festival mit Literatur, Musik und Performance aus Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Mit Murathan Mungan, Angela Steidele u. a. Literarisches Colloquium, Tel. (030) 816 996 - 0.

6. – 18. August, Greifswald
Murderous Identities? XXIII. Greifswalder Ucrainicum. Mit Laada Bilanuk, Roman Dubasevych, Tamara Münzer u. a. Alfred Krupp Wissenschaftskolleg, Tel. (03834) 420 5029.

9. August, Gotha
Digital Humanities in Thüringen: Daten vernetzen, Ressourcen verknüpfen. Neue Herausforderungen für den digitalen Wandel (nicht nur) in Thüringen. Mit Pia Bergmann, Anja Stehfest u. a. Forschungsbibliothek, Tel. (0361) 737 5532.

20. – 21. August, Freiburg i. Br.
Deutschsprachige Gebetbuchliteratur des Mittelalters. Untersuchungen zu ihrer Überlieferung, Form und Funktion. Mit Volker Leppin, Verena Linder-Spohn u. a. FRIAS, Tel. (0761) 203 97 404.

20. – 24. August, Berlin
Heinrich-Böll-Woche. Mit Felicitas Hoppe, Friedrich Schorlemmer, Dieter Lamping u. a. Literaturforum im Brecht-Haus, Tel. (030) 28 22 003.

22. August, Hamburg
Jules Barbey d'Aureville: Der karmesinrote Vorhang. Lesung und Kommentierung. Mit Henning Nöhren und Hanjo Kesting. Zeit-Stiftung, Tel. (040) 41 33 6871.

24. – 26. August, Oberhausen
Energiewende(n) im Fokus der Industriekultur. Mit Sabine Gerber-Hirt, Thorsten Dame u. a. Kontakt: Georg-Agricola-Gesellschaft, Tel. (0241) 15 69 04.

Die nächste Agenda erscheint am 30. August.

Shortlist der besten Krimis

Die Jury des Crime Cologne Awards, der in diesem Jahr zum vierten Mal vergeben wird, hat ihre engere Auswahl bekannt gegeben. Unter den drei nominierten Krimis befindet sich das Debüt der Historikerin Karina Urbach: „Cambridge 5 – Zeit der Verräter“ hat sie unter dem Pseudonym Hannah Coler veröffentlicht. Außerdem steht „Der Tod in den stillen Winkeln des Lebens“ von Oliver Bottini auf der Shortlist, sowie Jan Costin Wagners „Der Tod lernt, durch Wände zu gehen“. Der Sieger wird am 30. September gekürt.

sz
 Digital: Alle Rechte vorbehalten – Süddeutsche Zeitung GmbH, München
 Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de

Die späte Rache der Ida A.

Sie war Sigmund Freuds berühmteste Patientin: Am Fall „Dora“ entwickelte er seine Hysterieanalyse. Die Autorin Katharina Adler ist die Urenkelin dieser historischen Figur. In ihrem Debütroman schreibt sie die Lebensgeschichte ihrer Ahnin

VON INSA WILKE

Die alte Frage: Ist eine Urenkelin qua Geburt berufener als andere, die Geschichte ihrer Familie in Literatur zu verwandeln? Ja, sofern sie die Familie als eigenen inneren Abgrund begreift und literarisch eine Form für ihn findet. Dafür gibt es viele beeindruckende Beispiele, jüngst Anne Webers „Ahnen“ oder Natascha Wodins Roman über ihre Mutter. Andererseits kann aber auch das Gegenteil der Fall sein, weil einem verstrickten Familienmitglied möglicherweise Distanz fehlt. Zu dieser – zugegeben küchenspsychologischen – These verführt einen die Lektüre von „Ida“, wie der Debütroman von Katharina Adler heißt, der Urenkelin von Ida Adler. Ja, die Ida Adler: geborene Bauer, alias „Dora“.

„Dora“ ist das „hysterische Mädchen“, dem Sigmund Freud in „Bruchstück einer Hysterieanalyse“ (1905) ein „unbewusstes Liebesleben“ attestiert, das er dann vier Jahre nach der Behandlung im „Aufklärungsdienst der Wissenschaft“ ohne Einwilligung seiner Patientin veröffentlichte.

Man muss wissen: Ida Bauer war vierzehn Jahre alt, als ein Freund der Familie (dessen Ehefrau die Geliebte von Idas Vaters war) sie zum ersten Mal sexuell bedrängte. So, berichtet Freud, habe „Dora“ es ihm erzählt und übrigens auch ihren Eltern, die ihr nicht glaubten. Sie war achtzehn Jahre alt, als sie vom Vater wegen Stimmverlust, Husten, Ohnmacht und Suizidandrohungen zu Freud in die Behandlung geschickt wurde, die sie nach nicht einmal drei Monaten abbrach.

Ida Bauers „hysterische Symptome“ deutete Sigmund Freud als „Ausdruck ihrer geheimsten verdrängten Wünsche“

sexueller Natur versteht sich. In seinem Aufsatz denkt er über die „Affektverkehrung“ seiner Patientin nach, über ihre „Unlustempfindung“, die an die Stelle einer „gesunden Genitalsensation“ getreten sei. Das mag aus heutiger Sicht grotesk klingen, ist aber geeignet, den Erregungspegel eines Romans zu steuern. „Ida“ beginnt als Antwort auf Freuds „Bruchstück einer Hysterieanalyse“, als späte Rache der Ida A., inszeniert von ihrer Urenkelin.

Katharina Adler, die ihren Roman ihrer Familie gewidmet hat, also selbst den autobiografischen Bezug herstellt, gibt ihrer Urgroßmutter einen querulantisches Charakter, ihren Gesten eine gewisse Coolness. Den Akzent legt sie auf biografische Episoden wie diese: Als verheiratete Adler betreibt Ida in Wien einen Bridgessalon; bei der Ankunft in New York 1941, der Anfangsszene des Romans, raucht die damals fast Sechzigjährige nach der schwierigen

Flucht aus Europa erst mal eine „Ankunftszigarette“. Man ist vom Unabhängigkeitsdrang der jungen Ida eingenommen, der von ihren Eltern enorme Bürden aufgeladen wurden. Bedrückend die Szenen, in denen Ida den kranken Vater pflegen muss, von ihm dafür zu seinem „Äuglein“, später auch noch zu seinem „Öhrlein“ wird, wofür sich die Mutter dann klassisch ödipal mit kalter Ablehnung rächt.

Nach dem emotionalen Missbrauch durch die Eltern und dem sexuellen Übergriff des vermeintlichen Freundes dann auch noch ein misogyner Wissenschaftler. Katharina Adler taucht Freud in kein gutes, aber ein durchaus komisches Licht: „Ob Schachtel oder Schüssel, alles wurde ihm zum Genital“, lässt Adler ihre Urgroßmutter die Ausführungen des Analytikers kommentieren. Ob „der Herr Doktor“ in den Spazierstock eines männlichen Patienten wohl auch solche „Scheußlichkeiten“

hineindeute wie in ihre Handtasche, fragt Ida sich im Roman.

Allerdings verdankt Adler Freud auch einen großen Teil ihres Materials, die temporeiche Szene zum Beispiel, in der ein Familienstreit um den Zugang zur Speisekammer entbrennt, den die neurotische Mutter verweigert. Und interessanterweise wirkt Adlers Roman trotz allem wie ein Plädoyer für die Psychoanalyse. Ida fungiert nämlich immer weniger als Sympathieträgerin, um so tiefer sie in die Familienfalle gerät. Von wegen Befreiung: Ida entwickelt sich zu einer bössartigen Frau, unfähig zur Empathie. Sie wird die Kopie der schlechtesten Eigenschaften ihrer Eltern. Idas leidtragender Sohn Kurt, der später auch in der historischen Wirklichkeit die San Francisco Opera groß machen wird, beschreibt seine Mutter als „in einem dissonanten Akkord gefangen“.

Erzählerisch setzt Katharina Adler allerdings auf Harmonie. Dissonanzen ergeben sich eher aus den etwas schematisch angewendeten rhetorischen Figuren, der eindimensionalen Emotionalität der Charaktere und dem manchmal ungeschickten Kurzschluss von inneren mit äußeren Vorgängen. Etwa wenn der Ekel vor dem sexuellen Übergriff mit Böllerschüssen bei einer Fronleichnamprozession verbunden wird: „Der Hams. Sein Mund. Die Zunge. Jetzt knallt's. Sie schießen. Sie schießen.“

Das eigentliche Problem des Romans ist aber, dass nicht klar wird, welchen Konflikt Katharina Adler mit ihrer Lebenserzählung ausleuchten will, welche Frage sie an ihren Stoff hat. Als sich die Autorin für ein Stipendium des Freistaats Bayern bewarb, hieß der Roman noch „Die berühmte Patientin, der unbegabte Biograf, der Außenminister, der Präsident und ich“. Auf

das „und ich“ hat sie nun leider verzichtet und anstelle einer an die Gegenwart rückgebundenen Spurensuche, wie Natascha Wodin und Anne Weber sie unternommen haben, einen populären historischen Roman geschrieben, frei von Dissonanzen.

Dadurch entsteht ein irritierend betulicher Ton, der im Gegensatz zur behaupteten Profilierung der Hauptfigur steht und besonders auffällt, wenn von Ida Adlers Flucht aus Europa erzählt wird. Nach dem ersten Essen in New York steht da zum Beispiel: „Ida faltete die Hände vor ihrem Bauch. Wohligh warm fühlte der sich an. Und wie lange war es her, dass sie so ohne irgendeine Sorge hatte plaudern können?“ Man fühlt sich eher im freundlichen Vorabendprogramm als aus Europa vertrieben und der Ermordung gerade so entkommen. In Familien wird so abgedämpft von Krieg und Flucht erzählt, mit kleinen Witzen und Heldentaten.

Man merkt dem Buch die Sorgfalt an, das Bemühen, lebendige Figuren zu schaffen und einen leichten Ton und so für Abstand zwischen Geschichte und Realität zu sorgen. Raffiniert hätten die psychoanalytischen Spuren sein können, ein Spiel mit Deckerinnerungen, das Adler aber nicht ausführt. Unter anderem, weil alles Schreckliche mehr behauptet als erzählt wird, bleibt der Eindruck, dass Katharina Adler ihren Stoff literarisch nicht hat durchdringen können. Als wäre sie selbst dem Familienroman nicht ganz entronnen und habe deswegen ein gut verdauliches, unterhaltend beruhigendes Buch für „Äuglein“ und „Öhrlein“ geschrieben.

Katharina Adler: Ida. Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2018, 512 Seiten, 25 Euro.



Freuds Couch, auf der auch Ida Adler lag, steht heute in London.

FOTO: AP

Worte zu Waffen

In China eine Frage auf Leben und Tod, im Westen ein schickes Accessoire: Ein Band erhellt die Geschichte der Mao-Bibel

Die Weisungen des Großen Steuermanns Mao, zusammengefasst in einem kleinen Buch mit unzerreißbarem roten Plastikumschlag, galten wie ein Evangelium, nicht nur im China der Kulturrevolution, sondern auch bei vielen westlichen Adepten, die nach einem dritten Weg suchten. Der westliche Kapitalismus war ohnehin der Feind, aber auch der Sozialismus sowjetischer Prägung hatte seinen Kredit weitgehend verloren, da kam die Offenbarung aus China gerade recht. „Studiert die Worte des Vorsitzenden Mao Tse-Tung“, schrieb sein alter Weggefährte Lin Biao in der Einleitung. „In unseren Händen müssen sie Waffen werden.“

Doch wie macht man das, Worte in Waffen verwandeln? Der Regisseur Harun Farocki, damals noch Student in Berlin, probierte es 1967 in einem Film folgendermaßen: Er ließ die Seiten des Büchleins vor laufender Kamera herausreißen und zu Papierfliegern falten, denen an der Spitze Stecknadeln implantiert wurden. Dann flogen sie los und landeten in den Suppentellern eines Paares, dem man Papiertüten mit den Porträts des iranischen Schahs

und seiner Gattin über den Kopf gestülpt hatte – der Besuch des Schahs in Berlin lag noch nicht lange zurück.

Was das eine kämpferische Tat? Einfältiges Missverständnis? Satire? Dadaistisches Event? Darüber konnten sich die Betrachter dieses Films, der nur 1 Minute 28 Sekunden dauerte, aber offenbar für Wirbel sorgte, nicht einigen.

Das handliche Druckwerk war ebenso zum Schwenken wie zum Denken gemacht

Die Herausgeber des Bandes „Ein kleines rotes Buch“, der auf eine Veranstaltung im Marbacher Literaturarchiv zurückgeht, merken an: „Er (=Farocki) stellt auch die Frage nach den Gebrauchs- und Lektürepraktiken der Mao-Bibel, indem er sie in Bilder übersetzt. ‚Lesen‘ ist ganz offenkundig nur eine dieser Praktiken.“

Und auch hier weiß man nicht recht, ob im wissenschaftlichen Ton noch anderes mitschwingt. Sollte es sich um Ironie handeln, wäre sie jedenfalls so trocken, dass es

staubt. Fehl am Platz ist sie schwerlich. Denn dieses handliche signalfarbene Druckwerk war mindestens ebenso zum Schwenken wie zum Denken gemacht; wer es hochhielt, gab in Ost und West sogleich seine Gesinnung zu erkennen, geöffnet werden musste es hierzu nicht.

Und wer es öffnete, der fand keinen zusammenhängenden Text, sondern einzelne Sätze, die aus dem Kontext von Maos Reden und Büchern herausgelöst waren und sich wie Sprichwörter in fast jede Richtung drehen und wenden ließen. „Den Volksmassen wohnt eine unbegrenzte Schöpferkraft inne“, stand da, oder: „Alles, was der Feind bekämpft, müssen wir unterstützen; alles, was der Feind unterstützt, müssen wir bekämpfen“, oder: „Das Fundament der Armee sind die Soldaten“, oder: „Will man die Revolution, dann muss man eine revolutionäre Partei haben.“ Wer wollte dem widersprechen?

Im Westen scheint die Berufung auf die Worte des Vorsitzenden zunächst eher etwas wie ein provokanter Scherz gewesen zu sein. Man machte es sich zunutze, dass das rote Buch auf viele, wenn sie es bloß sa-

hen, wie ein rotes Tuch wirkte, Juristen in Gerichtssälen beispielsweise. In China hingegen war es eine Frage von Leben und Tod, ob man, wenn man von den Roten Garden auf der Straße angehalten wurde, das Büchlein vorweisen konnte: Wehe, wenn nicht! Allein im Jahr 1967 wurde es 350 000 000-mal gedruckt; Schulbücher erschienen nicht in jenem Jahr. Unter allen Büchern der Erde hat es nur noch die Bibel auf eine ähnlich hohe Auflage gebracht – die allerdings brauchte dazu ein halbes Jahrtausend.

Der von Anke Jaspers, Claudia Michalski und Morten Paul edierte Band beleuchtet dieses erstaunliche, wenn auch relativ kurzlebige Phänomen von verschiedenen, auch unerwarteten Seiten. Es wird die doppelte Geschichte dieses Büchleins erzählt, das in China, wo es zum sichtbarsten Abzeichen einer gewaltigen Umwälzung wurde, eine so gänzlich andere Rolle spielte als im dekadenten Westen, der es letztlich doch nur als ein Accessoire des linken Chics behandelte.

Harun Farocki kommt zu Wort, der seine damalige Aktion aus dem Abstand von

fast fünfzig Jahren eher gelassen kommentiert.

Ein Beitrag widmet sich der Mao-Lektüre von Reinhart Koselleck (ihn erinnerte der eingeforderte Kadavergehorsam an die dienstbereiten Dschinns aus Tausendundeiner Nacht); eine Anekdote am Rand berichtet, wie der deutsche Verfassungsschutz, indem er den Chinesen die Adressen deutscher radikaler mitteilte, sodass sie mit maoistischer Literatur beliefert werden konnten, die deutsche Linke zu spalten versuchte, nicht ohne Erfolg übrigens. Philipp Goll hat das heutige Internet auf Verkaufsangebote für das kleine rote Buch durchsucht; sein Text trägt, nach einer der gefundenen Offerten, den Titel: „Ohne Lesespuren. Sehr gutes Exemplar!“ Da hat der Alteigentümer wohl mehr über sein linkes Vorleben verraten, als ihm bewusst war.

BURKHARD MÜLLER

Anke Jaspers, Claudia Michalski, Morten Paul (Hrsg.): Ein kleines rotes Buch. Über die Mao-Bibel und die Bücher-Revolution der Sechzigerjahre. Matthes & Seitz, Berlin 2018, 233 Seiten, 28 Euro.

Maurus

SZ20180726S526308